

Gastkolumne

Ist der Brexit eine Folge des britischen Schulsystems?

Englands Elite wird zu einer Mischung von Spieltrieb und Selbstüberschätzung erzogen. Mit fatalen politischen Auswirkungen



Caspar Hirschi

Als ich 2007 frisch promoviert nach Cambridge kam, war das wie eine Befreiung. In England schien ich zu finden, was mir in der Schweiz fehlte. An der Universität zählten Argumente mehr als Hierarchien, und Andersdenkende wurden nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung empfunden. Betrat ich einen neuen Raum, suchte ich in der Sitzordnung der Anwesenden vergeblich nach einer akademischen Hackordnung. Was ich sah, glich eher einer Versammlung schräger Vögel, die einander mit geistreichen Voten übertrafen. Fiel ein Vortrag mal enttäuschend aus, kam die Kritik nie unvermittelt. Sie kündigte sich mit überschwänglichem Lob an. Die Freude an der Forschung sollte nicht im Bierernst ertränkt werden. Nichts war seriös genug, um ihm das Spielerische auszutreiben.

Im College, wo ich mit meiner Familie in einem Park mit Käuzen, Fasanen und röhrenden Muntjaks wohnte, gesellten sich hie und da Headhunter aus der Londoner Finanzwelt zum gemeinsamen Essen in der Dining Hall, um Aussicht nach Absolventen zu halten. Als ich einen fragte, aus welchen Fächern er Abgänger anheuere, antwortete er: «Everything except economics.» Wer Wirtschaft studiere, verfallte dem Irrglauben, bereits zu wissen, wie die Wirtschaft funktioniere. Das war Musik in den Ohren eines

Junghistorikers, der sich in der Schweiz allzu oft als geisteswissenschaftlicher Nichtsnutz abgestempelt sah.

Erst langsam ging mir auf, dass die spielerische Offenheit einer umso stärkeren Geschlossenheit entsprang. Aus Sicht der anderen musste ich der schräge Vogel sein. Ein erstes Mal stutzte ich, als ich beim Bewerbungsgespräch im College allen Ernstes gefragt wurde, ob ich das Cricket-Team verstärken würde. Ich flüchtete mich in die Antwort, zur Not das Picknick vorzubereiten. An der historischen Fakultät fiel mir auf, dass die meisten andern in meiner Position schon in Oxbridge studiert hatten, wie die Unis von Oxford und Cambridge genannt werden. Und als ich zu unterrichten begann, sassen mir vollendete Milchgesichter mit einer Schlagfertigkeit und Selbstironie gegenüber, als wären auch sie schon eine Ewigkeit hier.

Wie war das möglich? Die britische Elite in spe wird gepusht und geformt, sobald sie den Windeln entsteigt. Kommt man mit Familien aus besseren Kreisen in Kontakt, entdeckt man den Zwang hinter dem Spiel. Ihr ganzes Streben gilt den schulischen Leistungen der Sprösslinge. Die Noten entscheiden, ob aus den Kleinen etwas wird. Wenn sie mit vier Jahren eingeschult werden, stehen finanzkräftige Familien vor der Wahl, entweder Unsummen für ein Haus in der Nähe einer guten Staatsschule oder für eine Privatschule auszugeben.

Letzteres ist für die Zöglinge aussichtsreicher und für die Gesellschaft nachteiliger. In Grossbritannien gehen nur sechs Prozent aller Kinder auf Privatschulen. Sie erhalten dort Unterricht in Kleinklassen, auf Theaterbühnen und Cricketfeldern. Der Nachwuchs soll lernen, brillant ohne arrogant und

Privilegierte Briten mögen keine Kindheit haben, dafür dürfen sie sich eine ewige Adoleszenz leisten.

ehrzeigig ohne verbissen zu sein. Die Bildungsphilosophie britischer Privatschulen ist Ausdruck eines Leistungsdenkens, das in der Nachahmung des Adels gefangen ist. Anders als in der Schweiz, wo sich die bürgerliche Elite bäurisch gab, Chalets baute und einen hölzernen Redestil pflegte, übte sich die britische Mittelklasse in aristokratischer Extravaganz, stellte sich Säulen vor die Reihenhäuser, zündete rhetorische Feuerwerke und ging ihrem Beruf nach, als wäre er ein Hobby. Es galt, Amateur in allem und Profi in nichts zu sein. Um sich den eigenen Erbadel einzubilden, mussten die Nachkommen mit Bildung aufwiegen, was ihnen an Blut fehlte.

Die Chancen von Privatschulabgängern, in Oxbridge unterzukommen, sind siebenmal höher als jene von Staatsschulabsolventen. Schaffen sie es, haben sie mit 18 Jahren beinahe ausgesorgt. Von nun an gehen für sie zu viele Türen zu leicht auf. Nach Jahren der forcierten Unangestrengtheit lockt eine Karriere ohne Anstrengung. Privilegierte Briten mögen keine Kindheit haben, dafür dürfen sie sich eine ewige Adoleszenz leisten.

So kommt es, dass die Geschicke des Landes in den Händen grosser Buben liegen, die politisches Kapital verzoeken, ohne die Konsequenzen zu bedenken. Bei Politikern wie David Cameron und Boris Johnson, die zusammen in Eton und Oxford waren, haben sich Spieltrieb und Selbstüberschätzung zum toxischen Mix verbunden. «Brexit wäre nicht passiert ohne die alte Rivalität zweier übermütiger Privatschüler. Aber vielleicht muss Grossbritannien erst zu Kleinengland schrumpfen, damit sich etwas ändert.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Journalist und überzeugter Nichtwähler



Michael Furger

Ich bin ein miserabler Staatsbürger. An Abstimmungen und Wahlen habe ich seit zehn Jahren nicht mehr teilgenommen. Abstimmungsunterlagen lege ich ungelesen zum Altpapier. Nicht, weil mich Politik nicht interessiert. Ich bin Journalist, sie interessiert mich von Berufes wegen. Mein Informationsstand ist hoch, Stimm- und Wahlzettel wären innert zwei Minuten ausgefüllt.

Ich tue es nicht, weil ich Journalist bin. Dieser Beruf lässt sich für mich nicht vereinbaren mit der Rolle als Stimmbürger und Wähler.

Regierung, Parlament, Parteien und das Stimmvolk bilden in der Schweiz ein System der politischen Entscheidungsfindung. Journalisten sind Informationsvermittler in diesem System. Sie agieren zwischen den politischen Akteuren, indem sie beschreiben, erklären, analysieren und kommentieren. Sie können das aus einer bestimmten Perspektive tun, aus einer liberalen, linken oder rechten. Aber Journalisten können nicht gleichzeitig Vermittler und Akteure des Systems sein.

Denn wer abstimmt und wählt, will, dass seine Seite gewinnt, er wird zur Partei, ist befangen und unfrei. Wer über Schweizer Fussball berichtet, darf nicht YB- oder GC-Fan sein. Wer über Pharmafirmen schreibt, sollte keine Novartisaktien besitzen. Wer mit journalistischem Anspruch über Politik berichtet, sollte nicht Wähler sein. Politiker schon gar nicht. Seltsam genug, dass man das im Jahr 2019 noch explizit erwähnen muss.

Man könnte einwenden, ein politisch interessierter Mensch fühle sich automatisch zu einer Partei hingezogen. Glauben Sie mir, nach zehn Jahren Wahlabstinenz hat sich jede Hingezogenheit zu irgendeiner politischen Organisation in Luft aufgelöst. Wahlpräferenzen beruhen zu einem guten Stück auf Gewohnheit und Tradition. Damit kann man brechen, und das ist gut so.

Michael Furger ist Leiter des Ressorts Hintergrund der «NZZ am Sonntag».

51 Prozent

Chef, weiblich, unglücklich



Nicole Althaus

Stellen Sie sich vor, Sie seien auf eine tolle Party eingeladen. Der Ort ist exklusiv, die Gäste handverlesen, Ihre Vorfreude gross. Dort angekommen, heisst man Sie herzlich willkommen, drückt Ihnen ein Bier in die Hand und stellt Sie den anderen Geladenen vor. Sie bemerken, dass fast alle Weisswein trinken und sich schon lange kennen. Aber Sie gesellen sich zu ihnen, hören zu, lachen höflich mit. Mehr nicht. Man ist zwar zuvorkommend, spricht dieselbe Sprache, aber die Themen und der Umgangston sind von Lebensumständen geprägt, die Sie nicht teilen. Sie fühlen sich fremd. Sie haben das Gefühl zu stören.

Also wechseln Sie die Gruppe. Hier gibt es wenigstens einen anderen Biertrinker. Dies-

mal prosten Sie mutig allen mit Ihrer Flasche zu und bringen Ihre persönliche Erfahrung ins Gespräch ein. Was Sie ernten, sind leicht irritierte Blicke. Kaum jemand kann das Erlebte mit Ihnen teilen. Es ist nicht so, dass man Ihnen nicht glauben würde. Aber Ihre Sichtweise entspricht einfach nicht derjenigen der meisten anderen und hat somit weniger Gewicht. Das dürfen Sie nicht persönlich nehmen, schliesslich hat Sie niemand gezwungen mitzufeiern. Also schweigen Sie wieder und trinken. Später wird Ihnen jemand sagen, Sie müssten sich einfach mehr einbringen. Als Sie auf dem Heimweg die letzten paar Stunden Revue passieren lassen, werden Sie die leise Ahnung nicht los, dass Sie, egal wie stark Sie sich einbringen, an solchen Partys immer nur Zaungast sein werden.

Jetzt stellen Sie sich vor, dass Sie das Geschilderte nicht an einer Party erleben, sondern im Arbeitsalltag. Dass Sie tagtäglich acht oder mehr Stunden an einem Ort verbringen, an dem Sie Zaungast sind. Weil Sie in vielen Sitzungen fast der einzige Mann im Raum sind, der Einzige, der sich nicht für Schuhe interessiert, der Einzige, der den

weiblichen Hüftschwung nicht beherrscht, der als Garant für die fragten Softskills gilt, der Einzige, der wegen Militär oder Zivildienst fehlen und deshalb immer Angst haben muss, übergangen zu werden.

Immerhin ist es so, dass man die Männer heute fördern möchte. Aber es gibt einfach nicht so viele, die die Erfahrungen einer klassischen Teilzeitkarriere mit Babypause vorweisen können. Auch heisst es oft, die Männer hätten einfach zu wenig Intuition.

Wenn Sie sich diesen Arbeitsalltag lieber nicht so genau vorstellen wollen, können Sie vielleicht nachvollziehen, warum Frauen in leitenden Funktionen schneller das Handtuch werfen. Oder sich gar nicht erst zur Verfügung stellen. Es ist einfach verdammt anstrengend, seinen Mann zu stehen und dabei ganz Frau zu bleiben. Tatsächlich sind Führungspositionen in der Schweiz bloss für Männer eine Quelle der Zufriedenheit, Frauen machen sie auf lange Sicht eher unglücklich. Das hat vor kurzem die Hochschule Luzern mit einer repräsentativen Befragung herausgefunden. Eine amerikanische Studie aus dem Jahr 2016 stellte das selbe fest und zusätzlich, dass die weibliche

Es ist einfach verdammt anstrengend, seinen Mann zu stehen und dabei ganz Frau zu bleiben.

Zufriedenheit auf allen Hierarchiestufen steigt, wenn mehr Frauen im Management anzutreffen sind.

Doch warum ändert sich das nur so langsam, wo sich doch die meisten Firmen Diversity auf die Fahne geschrieben haben? Ich kann Ihnen darauf keine endgültige Antwort geben. Aber alle Fakten legen die Vermutung nahe, dass die Gleichstellungsidee mit der unausgesprochenen Erwartung behaftet ist, dass die Anderen, also die Frauen, sich der Norm, also der Männerkultur, anpassen können und sollen. Diese Prämisse funktioniert aber nur so lange, wie Frauen als Einzelfälle die symbolische Ordnung des vermeintlich Normalen bereichern. Eine Frau oder zwei stören die Party nicht. Viele Frauen allerdings könnten dafür sorgen, dass das Normale nicht länger normal ist.

Firmen, Schulen, politische Organe, die sich trotz Bemühungen schwertun, ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis zu erreichen, müssen sich darum fragen: Wollen wir wirklich, dass sich etwas ändert?

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».